

(Nachdruck verboten.)

27]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segefer.

Die gelben Flämmchen leckten nuschhaft an der neuen Nahrung, aber als wenn ihnen das kalte, frische Holz nicht schmeckte, züngelten sie sogleich wieder zurück, um dann gierig noch länger die heißen Zungen auszustrecken. Plötzlich knallte ein geborstenes Scheit laut auf und war im selben Augenblick von der feurigen Lohe wie mit einem roten Mantel ganz umhüllt.

Der Major richtete sich auf und starrte versunken in die Glut, sah das Holz aufstauhen und wieder verschwinden, sah es bersten und verschlungen werden von diesen gefräßigen Flammen. Er stützte den Kopf auf und bedeckte die Augen mit der Hand. Und vor seinem inneren Blick stand der Wald, in dem diese jetzt fast in Asche versunkenen Scheite einst große, feste Bäume gewesen waren, die den Winden getrost, die tief ins Erdinnere ihre Wurzeln gestreckt hatten. Aber die Flamme kam und fraß sie auf, machte sie zu Asche. — Und da kam ihm zum Bewußtsein: so wie die Bäume in langsamen Jahrzehnten stark und groß geworden waren, so waren in seiner Brust, in jeder Menschenbrust, Meinungen, Sagen, Erfahrungen gewachsen, hatten sich tief festgewurzelt und allen Stürmen getrost. Aber die Flammen kamen und fraßen sie alle auf, machten sie zu Asche — alle. Ehrlichkeit, Treue, Stolz, Würde — alles, wovon sein Weib gesprochen hatte.

Er bäumte sich auf und krümmte sich, hielt mit den Händen die Lehnen umpreßt und biß die Zähne zusammen. Alles, was er sich vor einem Jahr geschworen hatte, rief er sich ins Gedächtnis. In diesen bitteren, düsteren Stunden, die sich lang dehnten, wie schlaflose Nächte, da hatte, wenn er auf dem Sofa liegend seine Frau mit den Blicken verfolgte, wie sie dahinschritt, von ihrer jungen Kraft getragen, Glücklich ausstrahlend und an sich ziehend, da hatte ein gerechter und reiner Mensch in ihm sich gegen sein eigen Fleisch und Blut empört und ihm bewußt gemacht, daß es Unmenschlichkeit und Frevel sei, dies junge Geschöpf an sich zu binden, sie einzufesseln mit dem Kranken. Das hatte sich ihm aufgedrängt wie eine Pflicht und eine Gerechtigkeit, die stärker und ewiger war als alle von Menschen erfundenen Pflichten und Gerechtigkeiten. Er hatte ihr das gesagt und es ihr wiederholt, wie sehr sie sich auch dagegen auflehnte. Nun aber war dies gekommen, dies Furchtbare, das er nie geahnt hatte, das Unglück brachte über ihn und noch mehr über sie.

Der ganze Mann lehnte sich auf, schüttelte sich und wehrte sich dagegen mit krampfhaften Schauern wie gegen die kalten Faustgriffe des Todes selbst.

Und wie nun über dem veraschten Holz noch letzte Flämmchen hüpfen und letztes Knistern sprühender Funken im Kamin verklang — da hatte er wirre, blickartige Bilder.

Er sah sich selbst groß und massig aufgerichtet — rüch, rüch riß er den Brief entzwei, und mit totblassem Gesicht schlich der andere hinaus. — Ein schneeweißer Wald, zwei richten die Pistolen gegeneinander, der andere fällt, und er selbst steigt in den Wagen. — Plötzlich sah er Marie Luise als blutige Leiche. — Dann sich selbst, die rote Lache floß über seinen Rock, entsetzensstarre Menschen umstanden ihn, Blut, Blut, Blut sah er überall.

Er rieb sich die Augen, preßte die Hände dagegen, aber nur neue blutige Dinge tauchten auf, als wenn Blut aus seinen Augen selbst flöste. Von Entsetzen vor sich selbst ergriffen, schauerte er zusammen. Und da — in dem Lehnstuhl, in dem er so oft gesessen hatte, und dessen Nachbildung der Major ihm zu Weihnachten machen lassen wollte, sah er Grabaus selbst sitzen. Er sah da, und während er mit leuchtenden Augen Marie Luise anblickte, sprach er mit einem aufgeregten, fließenden Ton. In diesem Ton, über den der Major sich so oft erstaunt hatte, und er sprach wieder diese langen, zusammenhängenden Sätze, über die er ebenfalls gestammt und manchmal gelächelt hatte. Er sprach — als wenn ein gedrucktes Buch plötzlich zu sprechen begönne. Der Major hatte ihm gelauscht und war warm geworden und hatte sich gefreut wenn er etwas verstand. Aber im Innern hatte er wohl auch gelächelt und gedacht: wie das wohl wäre, wenn einer der Leutnants beim Siebesmahl so zu sprechen anfinge?

Und wie er nun das alles so deutlich vor sich sah, da ergriff ihn ein Gefühl plötzlicher Erlösung. Es war wie ein Aufatmen, fast wie ein inneres Lachen. Es war wie eine bessere Erkenntnis dieses Menschen, der rein und keines Schlechten fähig, mit seinem offenen Gesicht plötzlich vor ihm stand, und es war auch ein leises Ueberlegenheitsgefühl, als wenn das alles, was er ihm zugetraut hatte, gar nicht im Bereich der Möglichkeit für diesen Menschen läge.

11.

Als Grabaus wenige Tage später den kleinen Saal in Weimar betrat, wo er seine Vorträge hielt, waren schon alle Plätze besetzt. Nur der Stuhl Marie Luises war leer. Während er langsam daran vorbei ging, ohne weiter einen Blick darauf zu tun, verdichtete sich die erwartungsvolle Unruhe, die auf dem Heimweg in ihm gemogt hatte, zu einem stacheligen, bitteren Schmerz, der sich ihm tief ins Herz grub. Während er das Manuskript aufschlug und noch einen Augenblick zögerte, um seine Gedanken zu sammeln, flüsterten beschwichtigende Stimmen ihm zu: „Kann sie nicht krank sein, verhindert?“ Aber er glaubte diesen Stimmen nicht, sondern war überzeugt, sein Brief sei Schuld daran, daß sie nicht gekommen war. Denn die Liebe zu dieser Frau, die ihm so viel Stolz und Mut eingefloßt hatte, hatte ihn in gleichem Maß ängstlich, demütig und unsicher seiner selbst gemacht.

Schon hatte er seinen Vortrag begonnen, als sich die Tür noch einmal öffnete und Marie Luise eintrat. Mit raschen, festen Schritten ging sie zu ihrem Platz. Er schrak zusammen, obwohl er ganz ruhig fortfuhr zu reden, wie man vor dem Erscheinen eines Menschen erschrickt, den man am allerwenigsten erwartet hat. Von Zeit zu Zeit flog sein Blick für einen kurzen Moment zu ihr herüber. Und nun störte ihn eins: sie hatte ihren Schleier nicht abgenommen. Dieser nichtige Umstand schien ihm ein sicheres Zeichen, daß eine Wolke zwischen ihnen läge. Nach Schluß des Vortrages begrüßte er sie vor der Tür auf der Straße, sie reichte ihm freundlich die Hand, fragte, wann er zurückgekommen wäre, und fügte dann, wie um ihren eiligen Abschied zu erklären, hinzu, sie hätte noch Weihnachtsbesorgungen zu machen, ob er nicht den Abend bei ihnen verbringen wollte, ihr Mann würde sich sehr freuen, ihn wiederzusehen.

Er dankte, indem er vorgab, nach Haus zu müssen.

Im Laufe der nächsten Woche wurde er mit Wolf zusammen bei Platens eingeladen. Aber auch an diesem Abend sah er Marie Luise nicht einen Augenblick allein und wechselte nur wenige gleichgültige Worte mit ihr. Sie war sehr still, so daß die Männer das Gespräch fast allein führten.

Den Sonnabend darauf sprach Grabaus so matt und wirr, daß nach Schluß des Vortrages eine mitleidige Penionsvorsichterin auf ihn zukam und ihn fragte, ob er Kopfschmerzen hätte? Sie empfahl ihm Aspirinpulver, das ganz gefahrlos und von unfehlbarer Wirkung wäre. Eine ältsche Lehrerin aber sagte ihm auf den Kopf zu, daß sein ganzes Uebelbefinden von kalten Füßen herkäme, Kopfschmerzen litten fast alle an kalten Füßen. Er sollte Strümpfe aus Eiderdaunwolle tragen. Auch nannte sie gleich die Adresse eines Geschäfts, in dem er welche bekommen könnte. Als sich diesen beiden nun noch eine dritte alte Dame zugesellte, empfahl Grabaus sich weniger höflich als schnell und eilte Marie Luise nach. Erst lief er ein Stück die Straße rechts, dann wie ein verirrtter Jagdhund links hinunter, bis er endlich auf der gegenüberliegenden Seite Marie Luise gewahrte.

Wieder wurde sie von dem Mädchen begleitet.

Er grüßte und fragte, ob er einige Schritte mitkommen dürfte?

„Himmel, haben Sie mich erschreckt!“

„Verzeihen Sie! — Aber darf ich ein Stückchen mitgehen?“

„Ich muß Besorgungen machen, und dabei sind Männer immer ein bißchen unbequem,“ erwiderte sie lächelnd. „Wollen Sie nicht lieber meinem Mann Gesellschaft leisten? Ich komme auch bald heim.“

„Ich habe auch Besorgungen zu machen, gnädige Frau.“

Er sprach mit dieser bezweifelten Hartnäckigkeit eines Menschen, der sich ins Wasser gestürzt hat und entschlossen ist, entweder das andere Ufer zu erreichen oder zu ertrinken.

„Sie wollen auch Einkäufe machen?“

„Trotzdem. Mir rieten zwei Pensionsmütter, ich sollte mir Eiderdaunsocken für meine kalten Füße und Aspirinpulver für meinen heißen Kopf besorgen. — Ich muß wie ein Idiot gesprochen haben. So fühl ich mich auch. Nicht wie ein Idiot, sondern — seit acht Tagen fühl ich mich einfach wie im Fieber.“

„Aber dann sollten Sie sich wirklich ins warme Zimmer setzen und nicht hier auf der kalten Straße herumlaufen. Ich will Ihnen die Sachen gern besorgen.“

„Gnädige Frau, daß Sie mich verhöhnen, ist nicht schön.“

„Mein Gott, das wollte ich wirklich nicht,“ versetzte sie erschrocken. „Ich meinte es im vollen Ernst.“

„Gnädige Frau, woran ich krank bin, das ist — weil etwas zwischen uns liegt, weil ich fühle, daß Sie nicht mehr wie früher zu mir sind. Ich weiß auch den Grund. Sie haben ja recht. Aber lassen Sie uns einmal, dies eine Mal, offen darüber sprechen. Dann, wenn Sie's für nötig halten, will ich gern gehen — für immer.“

Ohne zu antworten, setzte Marie Luise den Weg fort. Sie kamen an einem hell erleuchteten Laden vorbei, und hier im Lichtschein begegneten sich beider Blicke, ihr banger, unentschlossen fragender Blick ruhte eine Sekunde lang auf seinem verzweifelt, blassen Gesicht und den fahlen, schlendenden Augen.

„Einen Moment!“

Dabei wandte sie sich um, holte Geld und einen Zettel hervor und gab dem Mädchen Instruktionen, in welcher Weise es die Besorgungen auszuführen hätte. Während das Mädchen nach dem Markt zuging, setzten die beiden in der entgegengesetzten Richtung ihren Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

### II. Kunstgewerbe. Architektur. Plastik. Illustratoren- und Schwarz-Weißausstellung.

Man kann verfolgen, wie allmählich in die Räume des Ausstellungspalastes, wenn auch widerwillig, ein neuer Geist einzieht. So zwar nicht, daß die alten Herren zugeben, daß sie zurückgeblieben sind und nun nachholen müssen. Es wird lustig immer weiter unter offizieller Führung gegen alles Moderne gescholten. Wer sich aber der Räumlichkeiten erinnert, wie sie vor einigen Jahren noch waren, wird sehen können, wie die modernen Raumprinzipien, speziell die Lehren der geschmackvollen Dresdener Ausstellungen, sich Geltung verschafft haben und verschaffen. Es gilt eben, der bösen Konkurrenz der Städte München, Dresden, Darmstadt zu begegnen, und da helfen alle Schutzmaßregeln nichts. Man braucht nur von dem alten, öden Kuppelraum am Eingang rechts und links zu sehen, dann bemerkt man einmal einen Lesesaal, bei dem der Versuch einer neuen Raumgestaltung gemacht wurde. Die praktischen grünen Korbmöbel finden Aufnahme. Und rechts liegt der große Architekturssaal, in dem die Architekten ihre Rechte vertreten. Er ist zwar überflüssigerweise mit Sprüchen hoch oben an den Wänden versehen und auch sonst nicht gerade vorbildlich. Er zeigt aber wenigstens Ansätze und Versuche. Eine weitere Neuerung sind die in diesem Jahre hergestellten Räume für Kunstgewerbe, der Berzring mit einem großen Mittelraum, dessen Anlage von Ende I geschaffen ist, mit sich anschließenden Abteilungen, dann die von Professor **Cremer** hergestellte Rojenabteilung und eine Anzahl Innenräume, die sich um einen Gartenhof gruppieren. Gerade das Heranziehen der Gartenanlage, das stärkere Betonen des Kunstgewerbes, zeigt deutlich den vorbildlichen Einfluß Dresdens. Auch beginnt sich die Abneigung gegen die immensen Markthallenfäle bemerkbar zu machen, und so hat man mit dem Versuch begonnen, einige Säle, die im mittleren Raum liegen, in vier Kabinette zu teilen, die sich um eine mittlere Rotunde gruppieren. Hier ist sehr sparsam gehängt worden, man denkt, es müßten alles Meisterwerke sein. Das sind sie aber meist ganz und gar nicht. Einige dieser Kabinette sind speziell für Kleinplastik verwandt worden, die hier eine gute Ausstellung findet. In den mit unauffälligem Stoff verkleideten, niedrigen Räumen heben sich diese Arbeiten gut ab, und es ist damit eine Abwechslung geboten. Auch sonst versucht man, neuere Lehren der Raumgestaltung sich zunutze zu machen. Man stimmt Wand und Boden in ihrer Verkleidung zu einander. Freilich, um oft nur schreiende Kontraste zutage zu fördern. Das Auge ist noch zu sehr auf rohe, grelle Wirkungen, die laut schreien, eingeschult. Die Wände sind durch einfaches Gebälk, das eine neue Farbe erhielt, grau oder grün zum Beispiel, geteilt und gegliedert. So ist das Resultat überraschend. In die geheiligten Räume zieht das moderne Kunstgewerbe ein, das lang verpönte. Man sieht, es geht nicht länger so, will man nicht den Markt verlieren. Was alles Neben nicht zustande bringt, dazu zwingt die Praxis. In diesem Erfolge des Kunstgewerbes wirken die Frauen, wie wir hier sehen, auch mit. Freilich, ohne erhebliche Neuschöpfungen zu geben. Aber wenn man auch die originalen Künstler hier nicht findet, so

erfreuen wenigstens diese Versuche in Skulpturen für Kissen und Vorhänge von Florence Höfel und Mathilde und Elsa **Suder**. **Fleischer** stellt seine schon im Kunstgewerbemuseum gezeigten farbenschönen Vabits aus. Von **A. Diener** sind dekorative Aufnäharbeiten zu erwähnen.

Der Geist, der aus dem Saal spricht, den die Architekten sich geschaffen haben, redet nicht aus allen baukünstlerischen Schöpfungen, die hier zur Ausstellung kommen. Da finden wir immer noch die alten Stile an der Arbeit. Der eigentliche, prinzipielle Wagemut fehlt, und wenn etwas Neues gegeben wird, so hastet ihm zugleich etwas Ueberlegenes, Sicheres an, das nicht aus eigenem Suchen kommt, sondern aus der Ueberlegung, daß es nun an der Zeit ist, den neuen Stil zu „benutzen“, wie es mit den alten geschah.

In der Ausstellung wechseln alte Silber, Keifstüben, die der Architekt von alten Bauten für sich herstellte, Abbildungen von Entwürfen und schon fertig gestellten Plänen. Im ganzen ein reizvolles Bild. Und da außerdem noch einige plastische Nachbildungen vertreten sind, so ist es den Veranstaltern wenigstens gelungen, ihre Werke in einer dem breiteren Publikum entgegenkommenderen Weise als bisher zu vereinen. Bisher war die Architekturabteilung eine langweilige Gede, und der Laie ging schnell daran vorbei. Im allgemeinen kann man zugeben, daß die Baukunst sich zu entwickeln strebt, daß sie nicht mehr ausschließlich Stilnachahmung betreibt und daß nicht mehr so viel Ueberfluß an Ornamenten stört. Die Flächenwirkung an Häuserfronten beginnt Anhänger zu finden. Besonders dem Mietshaus kommt allmählich dieser neue Gedanke der Einfachheit und Ehrlichkeit zugute. Dagegen scheinen die Theater, Regierungsgebäude und Kirchen immer noch pomphaft, prozig sein und in Stillvut schwelgen zu müssen.

In dem anschließenden Saal dieses rechten Flügels, der Architektur, Kunstgewerbe umfaßt, hängen dekorative Malereien, Kartons zu Mosaiken, Glasfenstern und Gobelins. Wenig ist hier zu holen. Der „germanische“ Fries von **Roch** (2249) sieht aus, als wäre der „große Stern“ vorbildlich gewesen. Gerade in diesem Saal empfindet man die Rückständigkeit der Künstler. Sie haben keinen Sinn für große Raumwirkung. Sie haften noch am Gegenständlichen und geben symbolische Darstellungen, den Tierkreis z. B. (als Dekendeforation). Die farbige Wirkung ist viel zu bunt, wie z. B. **Seligers** Plenarssaal im Landgericht I, auch hier überwiegt das Gegenständliche, und die dekorative Gesamtwirkung wird damit ertötet. Es wird kein einheitlich ruhiger Eindruck erstrebt. Die Motive häufen sich und meist sind es nur vergrößerte und vergrößerte Bilder, die wir zu sehen bekommen.

Die Plastik spielt auf der Ausstellung immer noch eine schlimme Rolle. Es ist Berliner Plastik zum größten Teil. Die Mehrzahl der Bildhauer, deren Werke hier zur Annahme kommen, glauben immer noch, es genüge, wenn die schon über Gebühr ausgeschlachteten Motive immer noch einmal ausgeschlachtet werden. Diese Motive erben sich wie eine Krankheit fort. An einer gebrochenen Säule lehnt ein trauriges Mädchen. Oder ein Kindchen faltet die Hände und hinten hat es Flügel. Seit geraumer Zeit ist auch ein Faun oder Pan beliebt, ihm wird ein nacktes Mädchen gefellt, er spitzt dann süßlich den Mund, und sie lächelt verschämt. Und das ist dann: Liebeswerbung. Wer weiter vorgeschritten ist, sieht sich nach moderneren Vorbildern um, die andere schon festgelegt haben. So begegnet man jetzt überall einem kleinen Stier, der ruhig in seiner Kraft dasteht. Es fällt einem da Hildebrand, Quailen und Segger ein. Die ganz Bescheidenen spekulieren nur auf die Instinkte eines unfünftlerischen Publikums und machen puhige Dadeln oder dergleichen. Man könnte diese Galerie noch leicht vermehren, und ich deute einige „Schönheiten“ noch an. An einem durchaus richtig und genau vierkantig gearbeiteten Kreuz ist ein Mädchen in Auflösung hingefunken. Ein überlebensgroßer Schlächter mit dem Gesichte eines Anabans hält eine Posaune in der Hand und stellt — einen Engel für Gravelotte dar. Dicht daneben kniet wieder ein kleiner „Genius“ und hält bescheiden eine große, große Medaille, auf der ein Porträt sichtbar ist. Das Schlimmste aber leistet diesmal **Eberlein**, und es ist wirklich unfassbar, daß so etwas erlaubt ist. Diesmal muß Goethe herhalten. **Eberlein** hat den Mut, ein zänkisches, verärgertes Scheusal, das vor **Wut** beinahe Krämpfe kriegt und blöde glockt, einen Theaterbösewicht schlimmster Sorte als „den sterbenden Goethe“ hinzustellen. Dagegen wirkt die andere Arbeit, — hier gibt **Eberlein** einem **Klischee-Goethe** einen Schädel in die Hand und schreibt darunter die betreffenden Worte über **Schillers** Schädel — nur trivial, sie beleidigt wenigstens nicht. **Eberlein** hat es überhaupt mit den Versen, er liebt die Poesie. Und darum stellt er eine theatrale Gruppe hin, ein Weib, einen Jüngling, überlebensgroß. Der Jüngling macht eine ermunternde Handbewegung und kennzeichnet sich durch ein schnell umgeworfenes Wärenfell als Germane, während das Frauenzimmer eine phrygische Mütze auf hat und also Frankreich darstellt. Und darunter schreibt **Eberlein**: Ein Kulturbideal! Deutschland fordert Frankreich auf, mit ihm vereint zu dem hohen Ziele der Menschheit weiter zu schreiten! Am Boden krümmt sich neben einer Schlange ein ächgender Bösewicht.

Diese mit Unfähigkeit sich paarende Ideenarmut — eine andere Arbeit: **Gottwater** haucht **Adam** den Odem ein, ist gleichwertig — ist nicht mehr zu übertreffen. Es bleibt daher nur noch übrig, die wenigen Arbeiten zu skizzieren, die einigermaßen ein künstlerisches Wollen dokumentieren.

Eine Bronze-Gruppe „Nach dem Sündenfall“ zeigt vorteilhafte

## Kleines feuilleton.

Größenverhältnisse. Er schreitet hin, sie folgt ihm, lehnt sich an, gebückt. Eine gute Flächenbehandlung des dunklen Materials fällt hieran auf, die die kleine Gruppe dennoch groß erscheinen läßt. Das Werk ist von Schmidl-Kestner (1863). Ein Relief von Böres (1215) ist auffallend weich behandelt. Die Figuren treten kaum heraus aus der dunklen Fläche. Ein Studentkopf von Darso (1227) zeigt harte, strenge Züge, die Tönung unterstützt den Ausdruck. Ein gleichfalls getönter „Studentkopf“ von Lepke (1297) ist zwar etwas übertrieben in der Charakterisierung, zeigt aber wenigstens einen Willen. Die einfache Kraft eines männlichen Kopfes hat Otto (1335) gut in Holz nachgebildet. Ernst und sachlich sind die Arbeiten von Splieth (1374/75). Eine alte Frau, Ermländerin, eine Arbeit, die mehr ist, als eine bloße Abschrift. Fein ist auch die grauweiße Tönung. Gut ist ebenfalls der griechische weibliche Torso. Ein Kugelspieler von Spler (1240) zeigt leichte Linien in den Konturen und eine gut abgewogene Haltung in dem nach vorn geneigten Körper des Knaben. Von Felderhoff (1244) gefällt eine sachliche, schlichte Statuette, die Brahms sitzend darstellt. Anerkennung verdient auch die Knabengruppe von Göke (1252): „Vor dem Bade“. Der eine will ins Wasser schreiten, der andere sitzt. Das Spiel der sich überschneidenden Linien ist reizvoll. Von der soliden Genrefigur Raïsons geben die hiesigen Proben keine rechte Vorstellung. Höchstens der Neger, die Negerin, kaum mit Sans wären zu nennen. Es sind noch einige Kinderbüsten anzuführen. Hier hält der Stoff den Bildner von Uebertreibungen zurück. Eine Dreikindergruppe von Bagels (1336), eine Bildnisbüste von Mißfeldt (1320) und die gelblich getönte Büste von Schauf (1355). Derselben Künstlers Eisenarbeit „Siesta“ ist farblich nicht uninteressant. Etwas bläulich und verschwommen wirkt jedoch das Kinderrelief in Wachs. Am meisten Befriedigung gewährt noch Lewin-Funde (1298—1301). Er hat Gefühl für Linien und Form. Sein „Am Quell“ hebt den Körper rein und plastisch von dem gleichmäßig glatten Hintergrund ab, und es ergibt sich ein angenehmes Spiel von Licht und Schatten. Auch die „Tänzerin“ hat diese leichte, graziose Art. Apart wirkt die kleine Bronzeplastik einer Reisespielerin. Und das Brunnenmodell hat schon um seines eigenartigen Wortwurfes willen das Interesse für sich. Auf einem viereckigen Block sitzt ein Knabe und langt hinüber nach dem als Ausfluß dienenden Faunkopf. Auch hier berührt die freie Linienempfindung, das Raumgefühl angenehm.

Uebersteht man die Leistungen der Plastik noch einmal: zwischen den beiden Extremen schwankt diese Kunst, sie haftet einmal zu sehr am Modell, was sich namentlich bei den Porträtbüsten zeigt, die oft geradezu kindlich-unkünstlerisch wirken. Andererseits verführt sie ein mißverständlicher Idealismus zu einem hohlen verblasenen Schema, zu allegorischen Darstellungen, zu pomphaften Uebertreibungen.

Als Anordnung neu ist die Aufstellung der Kleinplastik in zwei der neugeschaffenen kleinen Kojen. Als Raum wirken diese Kojen gut und bringen auch die Arbeiten gut zur Geltung. Hier versucht sich Hügel an Tierdarstellungen, ohne jenen Stil annähernd zu erreichen, der Gauls Schöpfungen eigen ist. Am besten ist ein Pelikan. Der große Eingangsquersaal schadet mit seiner blauen Bekleidung der Plastik, und der durch nichts unterbrochene Raum breitet um die Werke eine gähnende, hilflose Leere, die ihrer Wirkung nicht zugute kommt. Der abschließende Saal der Anlage, der ebenfalls der Plastik gewidmet ist, nimmt wieder zu viel Arbeiten auf. Ab und zu sind plastische Arbeiten auch in die Bilderjale verteilt.

Nur kurz kann auf die Illustratoren und auf die Schwarz-Weißausstellung verwiesen werden. Der „Verband der Illustratoren“ bringt immer frisches Leben nach dem Lehrter Bahnhof. Hier sehen wir die Originale zu den Illustrationen unserer Wochenschriften, der „Fliegenden“, der „Jugend“, der „Lustigen Blätter“. Der „Simplizismus“ fehlt leider. Hier herrscht die Gegenwart, und selbst die Künstler, die künstlerisch von der Vergangenheit zehren, dürfen nur insoweit dieser folgen, als ihre Mittel noch verständnisvolle Liebhaber finden. Das Leben, das diese Künstler nachbilden, mahnt hier immer wieder zur Gegenwartstreue, Gegenwartsliebe, und soweit modernere Art in Frage kommt, zur Satire und Karikatur, wie wir das an manchen Blättern sehen. Darum erfreut ein Gang durch diese Räume. Und da von den Alten bis zu den Jungen alles vertreten ist, so ist die Auswahl eine mannigfaltige, und immerfort wechselt der Eindruck.

Die Techniken der Schwarz-Weißkunst sind in letzter Zeit verschiedentlich bereichert worden, und auch die Art des Ausdrucks, sozusagen die Handschriften der Künstler, werden immer lebendiger, mannigfaltiger. Die Wirkung dieser Kunst ist eine vornehme. Vornehm deshalb, weil sie sparsam wirtschaftet, mit den bloßen Gegenständen Schwarz und Weiß operiert und damit alles herausholt, die Plastik und Farbigeit. In dieser Beschränkung zeigt sie ihre Bedeutung. Man darf diese Arbeiten eigentlich nicht in Massen sehen wie hier. Dann verlieren sie, werden scheinbar monoton. Sie müssen allein, für sich hängen, in stiller Ecke oder verschlossen in Nischen liegen, so daß man zu ihnen erst geht, wenn man Lust und Stimmung dazu hat. In solchen Stunden zeigen sie ihre stille, tiefe Schönheit. Wir können den Weg von der einfachen Nachbildung, was bei der Treue die Hauptsache ist, bis zur künstlerischen Gestaltung, die das Technische virtuos beherrscht, an vielen markanten Beispielen hier verfolgen. — Ernst Schur,

sr. In Vertretung. Herr und Frau Randers saßen beim Morgentaffee, als Anna, das Mädchen, aufgeregt ins Zimmer trat, einen Brief in der Hand: „Ach Gott, gnädige Frau, ich krieg' da eben 'nen Brief: mein Bruder ist heut zu Besuch in der Stadt —“

„Und nun möchten Sie gern frei haben? Ja, was meinst Du, Emil?“

„Ich enthalte mich der Stimme. Immerhin: wenn es ein Bruder ist, — es ist doch ein Bruder, Anna?“ Er blinzelte vergnügt.

Anna wurde rot: „Aber ganz gewiß, Herr Randers. Sie werden doch nichts schlechtes von mir denken?“

„Schlechtes?“ Sie lachten alle drei. Und Frau Randers sagte: „Gehen Sie nur, wenn's auch bloß ein Cousin sein sollte oder ein Stiefbruder. Ja, mir paßt es eigentlich famos. Ich bin heut grad zum wirtschafte aufgelegt. Was meinst Du, Emil?“

„Wir können ja mal im Restaurant essen, gewiß.“

„Im Restaurant?“ Frau Randers war sehr empört. „Nein, daraus wird nichts. Oder willst Du mir mein ganzes Vergnügen verderben? Grade auf's Kochen freue ich mich. Es gibt Spargelsuppe, Huhn und jungen Kopfsalat. Das verachtest Du doch sonst nicht?“

Randers hatte sich mit einem Blick auf die Uhr erhoben: „Verachten? I wo. Aber — Donnerwetter! — Da fällt mir ein: ich werde ja gar nicht zu Lische kommen können. Es liegt eine furchtbar eilige Arbeit im Bureau.“

„Pfui, Emil! Meinst Du, ich durchschaue Dich nicht? Ich will's Euch heute aber gerade mal beweisen — ja, Ihnen ebenfalls, Anna! Lächeln Sie nur so heimtückisch!“

„Ich lache doch nicht!“ behauptete Anna mit plötzlich zusammengezogener Stirn. „Wann muß ich denn wieder zu Haus sein?“

„Wann Sie wollen. Nehmen Sie meinetwegen den Haus Schlüssel mit. Das bißchen Wirtschaft erledige ich im Sandumdrehen.“

„Abwaschen kann ich ja, wenn ich wieder da bin.“

„Geben Sie keine Angst! Ich lasse Ihnen nicht ein Tüpfelchen übrig. Heute will ich mal so tun, als ob ich Sie wäre. Ich glaube, ich stelle mich doch etwas geschickter an. Kein Kompott-Tellerchen soll zerbrechen. Und etwas schneller als bei Ihnen wird's auch gehen, hoffe ich.“

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?“ zitierte ihr Mann.

„Du sei still, ja? Du wirst Dich ja überzeugen. Sie auch, Anna.“

„Na ja.“ Anna nickte gleichmütig. „Aber um acht bin ich doch wieder da. Mein Cousin reist um sieben schon ab.“

Randers hatte schon den Hut auf: „Ihr Cousin, nicht wahr?“

„Mein Bruder —“

„Ach so. Na, adieu, Lotte. Ich komme also.“ Ein Seufzer.

„Du findest ein schönes braunes Huhn auf dem Teller!“ Die Gattin rief's ihm noch auf dem Flur nach. Und zu Anna: „Ziehen Sie sich nur gleich an, damit ich freie Bahn kriege.“

„Die Hühner müssen noch gerupft werden.“

„Gehen Sie, ja? Machen Sie sich nur keine Sorgen um mich. Ich werde schon fertig!“

„Na ja,“ sagte Anna, begab sich in ihre Kammer, zog sich um und klopfte noch einmal an die Tür des Speisezimmers, wo Frau Randers eben die Lektüre der Zeitung beendigte. „Sie werden nicht fertig bis um eins, gnädige Frau. Ich will doch lieber —“

Frau Randers lächelte hoheitsvoll: „Ich heiße doch nicht Anna.“ Und während die letztere sich verabschiedete und die Wohnung verließ, begann Frau Lotte den Kaffeetisch abzuräumen. Dann band sie sich eine riesige Schürze um und stürzte sich in die Arbeit.

Zuerst ging trotzdem alles in vornehmer Ruhe vor sich; allmählich wurde sie nervöser, später hastete sie. Dabei bemerkte sie gar nicht mehr, wie schnell die Zeit berging. Mit Erstaunen hörte sie dann die Schritte ihres Mannes auf dem Flur. „Bist Du es schon, Emil?“ Ein roter Kopf streckte sich ihm aus der Küchentür entgegen. „Du kommst ja so früh heute.“

„Früh? Es ist einhalbzwei Uhr.“

„Unmöglich! Und ich hab' noch nicht mal gebedt. Aber gleich, Warte nur einen Augenblick.“

Randers setzte sich ins Speisezimmer und wartete. Einen Augenblick und noch einen, bis eine halbe Stunde herum war und die kleine Stubuhr auf dem Kaminsims zwei schlug. Da hustete er. „Ja ja!“ Gereizt kam's aus der Küche. Dann eilige, hastende Schritte. Gleich darauf ein Klirren und Klappern, ein Aufschrei — ein halbweines: „Siehst Du, das kommt von Deiner Treiberei!“ Dann schob Frau Lotte die Scherben mit dem Fuße zur Seite: „Es waren nur Leere Teller.“

Randers rührte sich nicht, sondern sah mit steifem Ernste aus dem Fenster.

„Bitte!“ Es war gebedt. Mit erhöttem Gesicht, in dem sich einige schwarze Fingertupfen zeigten, lief die junge Frau ein und aus. „Aber nun ist doch! Laßt es erst kalt werden. Nachher heißt's, ich bin schuld! Natürlich!“

„Ich hab' ja noch gar nichts gesagt.“ Randers füllte seinen Teller halb mit Spargelsuppe und probierte vorsichtig. „Hast Du in die Bittersalzdüte gegriffen statt ins Kochsalz?“

„Wenn die Suppe wirklich etwas bitter ist, so liegt's am Spargel. Uebrigens ist sie gar nicht bitter.“

„Na, denn nicht. Aber Deine Zunge ist bitter, Lotte. Lotte antwortete nicht. Dann sah sie den entsetzten Blick des Gatten auf die Hühner gerichtet. „Die gefallen Dir natürlich auch nicht, trotzdem Du noch keinen Bissen gekostet hast, wie?“

Er sah sie besorgt an. „Sag' mal, Lotte, bist Du farbenblind?“ „Wieso?“ Das klang drohend.

„Du hast mir ein braunes Huhn versprochen. Aber was ich dort sehe, scheinen ungerupfte Raben zu sein — der Farbe nach.“

„Emil!“ Lotte warf den Löffel hin. „Aber sieh doch selbst!“

„Gewiß, sie sind dunkler als gewöhnlich. Aber ich liebe das Knusprige. Es kann ja auch einmal nach meinem Geschmack gehen.“

„Sicher! Bloß —“, er tranchierte einen der Vögel, „daß Du für Holzstohle schwärmt —“ er zupfte etwas aus dem Rumpf —

„für Holzstohle mit gebratenen Weisfibern —“

„Emil!“ Ein wütendes Schluchzen auf ihrer, ein krampfhaftes Würgen auf seiner Seite.

„Na, laß nur,“ tröstete er dann, „ich werd' mich am Spargel schadlos halten. — Donnerwetter!“ Er zog etwas Langes und Zähnes aus den Zähnen. „Du hast den Spargel zu schälen vergessen, Lotte.“

„Schälen? Spargel schälen?“ Lottens Gesicht flammte. „Was soll man denn nicht noch an einem so kurzen Vormittag machen? Da!“ Sie schob ihm ostentativ den Salatteller hin. „Ich bin wirklich neugierig, was Du daran auszuschöpfen findest. Denn finden wirst Du natürlich etwas.“

„Nicht wahr? Man könnte wirklich beinahe mißtrauisch werden. Aber der Salat ist gut —“

„Also doch!“ Ein triumphierender Blick.

„Ja. Aber es wäre besser, wenn Du ihn ohne Nies gemacht hättest. Der Salat muß nämlich gewaschen werden, liebes Kind. Er knirscht dann nicht so zwischen den Zähnen.“

„Emil!“ Lotte war aufgesprungen. „Du bist impertinent! Ja, impertinent geradezu!“ Ein Schluchzen. „Wie wild habe ich gearbeitet, und nun kommt so ein Mann — psui psui! Du solltest nur wissen, wo mir der Stopp steht!“

„Ja,“ sagte der Unerbittliche, „das möchte ich gern wissen. Aber weine man nicht, Lottchen. Gib mir schnell meine obligate Tasse Kaffee — er sah nach der Uhr — „ich komme heute wirklich zu spät ins Bureau.“

„Kaffee? Kaffee willst Du auch noch? Ja, meinst Du denn, ich kann hegen?“

„Ne, das meine ich nicht. Uebrigens geht's auch so. Adieu, Lotte.“

„Mir springt der Kopf!“ Lotte warf sich auf die Chaiselongue. Die Tränen lösten die schwarzen Spuren im Gesicht auf und tränkten das weiße Taschentuch. —

Als Anna um acht Uhr heim kam, sagte sie nur: „Na ja.“ Dann legte sie die Scherben fort, schneuerte die innen angebrannte Bratpfanne und wusch das Gesicht ab — bis so gegen Mitternacht. Zwischen durch legte sie der gnädigen Frau kalte Kompressen um den Kopf. —

— Von der Milde der Nachhaber. Aus Schanghai, Ende April, wird der „Frankfurter Zeitung“ berichtet: Die „North China Daily News“ bringt aus Kueilin, der Hauptstadt der Provinz Kuangsi, folgende Mitteilung: Vor einiger Zeit gelang es den Regierungstruppen, eine größere Abteilung von Rebellen bei dem Orte Tschongtu zu zerstreuen. Zwei Führer der Empörer kamen dabei um, was für sie ein sehr gnädiges Geschick war, denn einen dritten Hauptling, namens Luh, der gefangen genommen wurde, erwartete ein schreckliches Los. Der Generalgouverneur Tsen hatte sich zu dieser Zeit gerade mit einem gewaltigen Gefolge auf den Weg nach Wuijhou gemacht; doch als man ihm die Gefangennahme des lange gesuchten Luh meldete, ließ er seine ganze Kavallade sogleich umkehren, weil er die Hinrichtung des Hauptlings selbst leiten wollte. Der Gefangene wurde erst für eine Weile in einem engen Käfig eingesperrt gehalten. Dann führte man ihn auf einen weiten öffentlichen Platz, wo schon alle in der Stadt anwesenden Mandarinen sowie Zehntausende von anderen Leuten des blutigen Schauspiel harrten. Dies bestand nicht in einer gewöhnlichen Hinrichtung, sondern der Generalgouverneur hatte angeordnet, daß an dem Unglücklichen der sogenannte „Eingitich“ zu vollziehen sei. Wörtlich übersetzt bedeutet das „Zerhacken in zehntausend Stücke“. Auf der Abendtafel des Verurteilten wurde eingetragen, daß die strenge Strafe als Sühne für die durch die Empörung umgekommenen vielen Menschen dienen solle. Für deren Seelen befahl der Generalgouverneur allen Priestern in sämtlichen Tempeln der Stadt sieben Tage lang zu beten. Es ist unnötig, auf die graufigen Einzelheiten der Hinrichtung einzugehen, wobei dem Verurteilten ein Glied nach dem andern abgeschlagen wurde. Trotzdem entrag sich ihm kein Schrei, sondern er entrug die Qualen standhaft und mit erhabenem Haupte, bis auch dieses selbst fiel. Der Anblick der langsamen Hinrichtung war so schauerlich, daß sich manche Zuschauer abwenden mußten, was bei Chinesen mit ihrer robusten Empfindung wahrlich etwas sagen will. Schließlich brachten die Henker dem Generalgouverneur

das Herz des Toten; er ließ es öffnen und etwas von dem Blut in eine Leetasse laufen, worauf er die Tasse austrank! Zwei andere Mandarinen folgten seinem Beispiel, aber die übrigen dankten. —

### Gesundheitspflege.

ie. Eine Warnung vor Vorfalbe. Daß die vielbenutzte und sonst als harmlos bekannte Vorfalbe nicht immer ungefährlich ist, lehrt ein von Dr. Dopfer in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ beschriebener Fall. Eine Frau hatte ihrem zweijährigen Kinde durch Uebergießen mit heißer Milch eine Brandwunde am rechten Unterarm zugefügt und wünschte vom Arzt zur schnelleren Heilung eine „Brandfalbe“. Es wurde die gewöhnliche Vorfalbe verordnet, die sich bisher immer auch bei Verbrennungen gut bewährt hatte. Es sollte täglich einmal ein mit der Salbe beschriebenes Stück Leinwand auf die Wunde gelegt werden. Nach wenigen Tagen wurde der Arzt zu dem Kinde gerufen, da es nach Gebrauch der Salbe am ganzen Körper einen scharlachartigen Ausschlag bekommen hätte und schwer krank wäre. Die Untersuchung lehrte, daß die Brandwunde eine Ausdehnung von 12 Zentimeter Länge und 3 Zentimeter Breite besaß und sich vom Handgelenk nach dem Ellenbogen hinzog. Ihr Aussehen war durchaus nicht bösartig. Dagegen war mit Ausnahme des Kopfes der ganze Körper mit einem scharlachähnlichen Ausschlag bedeckt, der an Händen und Füßen eine bläulich-schwarze Verfärbung zeigte. Der Arzt bemerkte sofort, daß das Kind nicht mehr zu retten war. Die Erkundigung ergab, daß der Ausschlag bald nach Auflegen der Salbe aufgetreten war und zwar zuerst am Rücken und an den Oberschenkeln. Dann hatten sich Erbrechen und Durchfall eingestellt und weiterhin ein schneller Verfall der Kräfte. Erscheinungen von Vergiftung durch Vorfalbe bei äußerem Gebrauch sind sehr selten tödlich ausgegangen, doch steht der berichtete Fall nicht ganz einzig da, und daher sollte auch die gewöhnliche Vorfalbe, die man ohne ärztliche Verordnung in jeder Apotheke erhalten kann, namentlich bei frischen Brandwunden von größerer Ausdehnung besonders bei Kindern lieber nicht verwandt werden. —

### Humoristisches.

— Das Kennzeichen Komitee-Mitglied (zu einem Rentner, früheren Schweinemetzger, der beim Kavalierrennen auch seine Pferde starten lassen will): „Bedauere, dieses Rennen ist nur für Kavaliere offen!“

Rentner: „Ja was bin denn nacha ich? Ich tu' ja auch nig!“

— Einst und jetzt. „Sie kommen vom Herrn Direktor, Herr Doktor! Ist er krank?“

„Nichts von Bedeutung! Ich habe ihm eine Reise nach Kairo verordnet!“

„Nach Kairo? Der Mann scheint viel Geld zu haben —!“

„Natürlich! Früher pflegte ich ihm für dieselbe Krankheit ein Brausepulver zu verschreiben!“

— Bestrafte Wißbegierde. Dame: „Sagen Sie 'mal, wie heißt denn das nette Dörfchen da unten?“

Dauer: „Hinterhadhidberg!“

Dame: „Woher kommt wohl der merkwürdige Name?“

Dauer: „Jez' so dumm hat mi' aber no' niemand g'fragt!“ — (fliegende Blätter.)

### Notizen.

— Der Ertrag der Werke Gottfried Kellers fällt zu gleichen Teilen dem Züricher Hochschulsfonds und der eidgenössischen Winkelried-Stiftung zu. Letztes Jahr bezifferte sich der unter diese beiden Stiftungen zu verteilende Betrag auf 57788 Frank, davon rühren 2172 Frank aus der Ausgabe des Briefwechsels Gottfried Kellers mit Sturm her. —

— Das von Luise Dumont und Gustav Lindemann gegründete Düsseldorfer Schauspielhaus soll am 14. Oktober mit einem Drama — des Engländer Stephau Phillips eröffnet werden. Uebersetzer des Stückes ist Paul Ernst, der Dramaturg des Theaters. —

— „Der Schnurrbart“, Operette in drei Akten von Georg Berö, wird die nächste Neuheit des Neuen königlichen Operntheaters sein. —

— In München wurde am Donnerstag die 9. internationale Kunstausstellung im Glaspalast eröffnet. Der Katalog weist 2300 Nummern auf, von denen 1680 auf Gemälde und Aquarelle entfallen. —

c. Die Zwerge, die der Forschungsreisende Harrison aus dem Zentralafrikanischen Urwald mitbringt, sind bereits in England angelangt. —

hl. In London wurden dieser Tage für eine Drachidee 18812 Mark gezahlt. Als die Pflanze in diesem Frühling blühte, hatte sie Blumen- und Kelchblätter mit einer reichen, leuchtenden roten Farbe, die in den Kelchblättern durch einen schmalen weißen Streifen geteilt war. —